

Narrhallamarsch

Den üblichen Verdächtigen gewidmet

Der größte Mainzer Carnevalsverein ist weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt; vor allem für seine komischen Geschäfte. Witzisch ist zum Beispiel die Geschichte vom Mainzer Fassenachtspuff.

Die Fassenachtsprofis wollten ihre Vereinskasse mit Schwarzgeld aufbessern. Deshalb vermieteten sie in der Hexemer Straße Wohnungen an Prostituierte. An und für sich war das eine schlaue Idee, um das Finanzamt zu bescheißen. Jedenfalls theoretisch.

Praktisch aber kam es, wie es kommen musste. Vor nackter Geilheit verloren die Hutsimpel den finanziellen Überblick. Vereinsmitglieder, Parteifreunde und die ganze Mainzer Handkäsmafia; alle durften mit Helau auf Kosten des Vereins „berschte“. Deshalb wurde das Fassenachtspuff ein sensationelles Verlustgeschäft, an dem der ehrenwerte Verein beinahe bankrott ging.

Leider reden die alten Herren „Comiteeler“ nicht gern darüber, was sie damals so getrieben haben. Weil sie heute immer noch katholisch, verheiratet und besorgt um ihren guten Ruf sind.

Auch gut. Dann gibt's halt einen Karl-Napp-Krimi zum ewigen Mainzer Thema Nummer Eins.

Mainz, Fitnesscenter Wespenacker

„Sauerei!“, tobte Bauunternehmer Hohlblockfriedel.

„Die Arschlöcher!“, zischte Großmetzger Fleischworschttoni.

Die Nachricht von der bevorstehenden Steuerprüfung mit Hausdurchsuchung wurde von allen Mafiosis einhellig verurteilt. Übelste Beschimpfungen gegen Finanzbeamte hallten durch die 65 Grad heiße Sauna.

Als sich die Aufregung gelegt hatte, wiederholte Brezelmüller seine Frage. Wie immer saß er auf der höchsten Stufe der Sauna, weil er der Pate der Handkäsmafia war.

„Also wohin mit unserem Schwarzgeld? Bei mir im Haus muss es weg. Wohin mit dem Bimbos?“

„Hm“, murmelten die Männer von der Handkäsmafia. Wo sollten sie das Schwarzgeld verstecken, wenn beim Paten eine Hausdurchsuchung anstand? Im Moment tauchten dauernd Steuersünderdateien auf. Deshalb konnten sie das Geld nicht einfach in die Schweiz fahren.

Großmetzger Fleischworschttoni kratzte sich am wurstförmigen Schmiedelwutz und sagte: „Da muss isch erst mal nachdenke. Grieser! Hol mir ä Weizebier!“

Auf der untersten Stufe hockte der Lokalpolitiker Grieser. Weil seine Partei nicht mehr in der Mainzer Rathauskoalition vertreten war, saß er auch in der Mafiahierarchie ganz unten. Er schlang sich ein Handtuch um die Hüfte und holte Bier.

„Isch hab eine Idee“, sagte Genosse Nobby, gleichzeitig Vorsitzender der Mainzer Toskanafraktion. „Wir könnten das Geld ja bei Grieser verschtecken.“

Toni: „Bist du depp? De Grieser iss zu bleed fer so was. Außerdem schießt er sisch ins Hemd.“

Da machte Bauunternehmer Hohlblockfriedel den Vorschlag: „Mir verschteckeke dess Geld beim Nobby.“

Genosse Nobby schoss sofort hoch wie eine Rakete. „Das ist illegal!“

„Bolidigger!“, knurrte Toni. „Beraderverträsch mit de Handkäsmafia mache, abber nix defür schaffe wolle!“

Überhaupt war die parteipolitische Interessenlage im Verbrechersyndikat wohl ausgewogen. Dem Großmetzger war „Bolidig scheißegal“. Grieser vertrat die Konservative Partei, Nobby die Genossen, und der Baulöwe saß für die Gelben im Stadtrat. Der Pate selbst hatte mehrere Parteibücher, um seine Geschäfte zu fördern.

Toni: „Ölprinz! Mach du en Vorschlaach!“

Der Ölprinz war der Haus- und Hofanwalt der Handkäsmafia. Er hieß so, weil er seine dünnen Haare zu einem öligen Zöpfchen frisiert hatte. Früher war er der schönste Anwalt von Mainz gewesen. Inzwischen hatte er eine Figur wie ein vollgeschissener Strumpf. Mit seinem parfümierten Dreitagebart und seiner zierlichen Designerbrille auf dem dicken Kopf sah er aus wie eine Blutwurst, die eine italienische Edelsalami sein wollte.

„Wir könnten ja das Geld“, sagte der Anwalt, „in Friedels französischem Ferienhaus verstecken.“

„Host du was an de Erbs?“, fragte Friedel.

Da sprach der Pate von ganz oben. „Wenn die bei mir eine Hausdurchsuchung machen, dann kann es auch sein, dass die bei Friedel und Toni auftauchen.“

„Die Arschlöcher!“, fluchte Friedel.

Dann kam Grieser. Weil seine Brille in der Sauna beschlug, stolperte er und kippte das Bier über Tonis Füße.

Toni: „Grieser! Du bist zu bleed, um en Äämer Wasser umzutrete! Soll isch jetzt dess Bier von meine Käsfuß ablutsche, odder was?“

„Welkamm in de juropien Weinkäbiddel Määnz!“,

krähte der Touristenführer auf Meenzerisch-Englisch.

Die Touristen standen am Rheinufer herum und starrten entsetzt auf einen marmorverkleideten Betonbunker mit vergitterten Fenstern.

„Iss this a Prison?“, fragte eine Amerikanerin.

„Jess“, sagte der Touristenführer. „Diss iss de Meenzer Alkatraz.“

Dann kam ein grellrotes Gefährt angefahren, das aussah wie ein Zug.

„Guude“, sagte der Zugführer schlecht gelaunt.

„Wo bleibste dann?“, fragte der Touristenführer.

„Isch hab gestern ääner gemacht“, erklärte der Zugführer und rülpste. „Weesche dem Scheißspiel!“

Der Touristenführer pferchte die Touristen in die engen Sitze vom „Touristebähnsche“. Es musste schnell gehen, weil die Besucher wenig Zeit hatten, um sich die Europäische Weinhauptstadt Mainz anzusehen. Danach mussten sie nämlich weiter nach Rüdeseim.

„Hopp! Hopp! Hopp!“, rief er und schubste eine übergewichtige Amerikanerin in den Sitz neben eine schwächliche Chinesin.

„Abfahrt!“, brüllte der Lokführer und fuhr Richtung Marktplatz.

„Diss iss auer Dom!“, plärte der Touristenführer. Aber gleichzeitig babbelte er in sein Handy: „Jaaa, Schnuckibutzi. Zum Abendesse bin isch dehääm. Näää! Isch hab unsem Hochzeitsdaach nit vergesse! Sobald isch die Deppe abkassiert hab, dann komm isch!“

Weil der Touristenführer beim Telefonieren mit dem freien Arm fuchtelte, verstanden die Touristen den Wink falsch und fotografierten das Bekleidungsgeschäft Sinn & Lefers statt den Dom. Aber das war egal. Die Dombesichtigung musste eh ausfallen, weil der Lokführer zu spät gekommen war.

„Scheiß Weiber“, murmelte der Touristenführer, steckte sein Handy weg und brüllte: „Nau wi a going in de Guudeberschmuseum!“

„Ach so“, sagte der Lokführer. Er war schon zu weit gefahren. Also drehte er eine Runde um die Marktsäule, fuhr wieder zurück und stoppte.

„Laufschritt!“, befahl der Touristenführer, damit die Fahrgäste schneller sein Gefährt verließen.

Während die Touristen unter sachkundiger Leitung des Führers durch das Gutenbergmuseum hechelten, las der Lokführer „Bild am Sonntag“ und mampfte belegte Brote. „Endlich hat mer mal fünf Minutte soi Ruh“, brummelte er vor sich hin.

Eine halbe Stunde später kam die Touristenhorde im Laufschritt aus dem Museum und kletterte auf die Sitze.

„Abfahrt!“, brüllte der Lokführer und fuhr zum Proviantamt.

„Diss iss auer Fassenachtsmuseum“, sagte der Touristenführer und scheuchte seine Herde ins Proviantamt.

In den heiligen Hallen übernahm der Museumsleiter die Führung. Die chinesischen Touristen filmten, lachten und verstanden nur Bahnhof. Das Geschwafel des Museumschefs fanden sie noch witziger als Karaoke. Vor allem, als auch noch das „Heilegänsje“ vom Band lief.

„Diss iss de Ledderscherz off auer Fassenachtssinger Ernst Nescher! Hie was de Fränk Sinatra off Meenz!“

„Great!“, jubelten die amerikanischen Touristen.

Eine Frau bestaute lange die Lederschürze und fragte dann: „Was Mr. Nescher in the Sado-Maso-Szene?“

„Mer wääß es nit, mer munkelt nur“, sagte der Museumsleiter geheimnisvoll.

Als Margit Sponheimer aus dem Lautsprecher „...am Rosenmontag ...“, sang, erklärte der Mann: „Diss iss de Soul of Meenz“

Mit den Worten „Nau we ah going in e oritschinell Weinschubb!“, beendete der Fremdenführer das Kulturprogramm. Er scheuchte die Besucher aus dem Museum. Mit der Touristenbahn wurden sie zurück in die Altstadt gekarrt. Sie hatten jetzt in 1,5 Stunden den Dom von außen, das Gutenberg- und das Fassenachtsmuseum von innen besichtigt.

Der Fremdenführer bugsierte die Chinesen und Amerikaner in die „Original Mainzer Weinstube“. Um die teuren Plätze auszunutzen, wurden die Besucher wie Ölsardinen zusammengepfertcht. Als einer etwas außer der Reihe bestellen wollte, knurrte die Wirtin: „Hier werd gefresse, was uff de Tisch kimmt!“

Deshalb mussten alle ein Stück sauschlechte, lauwarne und sauteure Fleischworscht fressen. Dazu gab es Wein, der schon Kopfweh machte, wenn man ihn nur roch. Die europäische Weinhauptstadt Mainz ist berühmt für Gastwirte, die zu faul sind, um drei Kilometer Luftlinie vom Dom entfernt beim Winzer ordentlichen Wein für wenig Geld zu kaufen.

Welcher Marketing-Depp auch immer den Unfug vom „Europien Winecapitel Mainz“ erfunden hat, den sollte man im Oktober bei schieß Wetter mit einer Kiepe voll Trauben auf dem Buckel solange durch den Wingert jagen, bis er und kotzen muss.

„Änd nau oll together!“, befahl der Fremdenführer. Er hakte eine Frau unter und zerrte sie von links nach rechts.

Damit den Touristen ganz schlecht wurde, mussten sie jetzt auf Befehl auch noch schunkeln.

Weil die Fremden weder Fleischwurst noch Wein kannten, merkten sie nicht, wie beschissen dieser Touristennepp war. Vor allem Chinesinnen brüllten vor Lachen. Sie schoben die Fleischwurst im Mund vor und zurück, lutschten daran herum, fotografierten sich und rissen Witze. Darüber regten sich prude Amerikanerinnen auf. Bevor es zu ernsthaften chinesisch-amerikanischen Auseinandersetzungen kam, wurden alle abkassiert, weil schon die nächste Touristengruppe vor der Tür stand.

„Narhallamarsch!“, befahl der Fremdenführer und jagte seine Herde im Laufschritt zum Rheinufer. Dort hielt er die Hand auf, um Trinkgeld zu kassieren. Als das Schiff ablegte, um weiter nach Rudesheim zu fahren, winkten ihm die Touristen vom Deck herunter freundlich zu.

„Sinn die so bleed“, lachte der Fremdenführer und ging zurück in die „Original Weinstube“. Er kassierte von der Wirtin Provision für jeden Besucher, den er in diese Touristenfalle lockte. Schwarz, natürlich.

Auch im Fassenachtsmuseum war man an diesem Sonntag zufrieden. Der Fremdenführer war Vereinsmitglied und zerrte Touristen ins Proviantamt, statt ins römische Schiffmuseum. Jeder Besucher mehr war ein Argument gegen die Kürzung städtischer Zuschüsse.

Vor lauter Freude bemerkte niemand, dass zwar 96 Besucher das Museum betreten, aber nur 95 wieder verlassen hatten, als das Museum um 18 Uhr schloss.

Aber woanders kamen auch ungebetene Gäste.

Mainz, Uniklinik, 03.30 Uhr

„Sind sie verprügelt worden?“, fragte die Unfallchirurgin, als sie die Platzwunde über dem Auge nähte.

„Näl!“, erklärte Karl. „Beim Pickel ausdrücke hab isch es Übergewischt verlor, unn bin uff die Fratz gefalle!“

„Wie kann man beim Pickel ausquetschen auf das Gesicht fallen?“

„Ei, weil der Pickel am Arsch iss.“

„Das müssen Sie mir erklären“, sagte die Ärztin.

Karl erläuterte den Unfallhergang. „Also, isch hab en Pickel am Arsch. Den wollt isch vorhin ausdrücke. Deshalb hab isch die Hose runnergelasse, unn misch middem nackische Bobbes vor de Schpieschel geschteht. Damit isch im Schpieschel den Pickel seh, verschtehte?“

„Pffirt“, prustete die Ärztin.

Karl stellte sich breitbeinig hin, beugte den Oberkörper nach vorne, und griff mit beiden Händen zwischen den Oberschenkeln hindurch an seinen Hintern, um den imaginären Pickel auszudrücken.

„Huah“, lachte die Ärztin.

„Abber, weil isch son dicke Ranze hab, deshalb musst isch middem Kopp ganz weit nach unne gehe, damit isch den Pickel im Schpieschel seh.“

„Huaah“, brüllte die Ärztin.

„Dadebei hab isch es lbbergewischt verlorn, alldieweil isch die Heef hatt. Weil isch die Hose unne gehabt hab, unn die Griffel hinne am Bobbes, deshalb konnt isch misch nit abfange, unn bin vorwärts uff die Fratz gefalle. Genau mit em linke Aach uff die Kant von dem ...“

Da fiel die Ärztin brüllend auf dem Boden und hielt sich den Bauch vor Lachen.